

„Es ist über zwanzig Jahre her . . .“

Von Wolfgang Szepansky, Berlin

Es ist über zwanzig Jahre her, aber einige furchtbare Einzelheiten sind mir klar in Erinnerung, so als wäre alles erst vor kurzem geschehen:

Am 16. Oktober 1940 wurde ich als „Schutzhäftling“ in das KZ Sachsenhausen eingeliefert. Die Tür der „grünen Minna“, die den kleinen Trupp Gefangener brachte, wurde aufgerissen, wir wurden hinausgejagt und solange mit Fußtritten und Püffen bedacht, bis wir in Reih und Glied standen. Dann mußten wir auf der Lagerstraße am Tor stehen. Auf dem Balkon des Torgebäudes stand ein MG-Posten. Der Lauf des Gewehres war auf uns gerichtet: „Schicke euch gleich 'ne Ansichtskarte runter, wenn ihr so dreckig kiekt“, brüllte er uns an.

Da stand ich nun mit etwa fünfzehn anderen. Den Pappkarton mit den wenigen, stets gehüteten Habseligkeiten in der Hand. Der Oktoberwind pff mir durch den dünnen Sommeranzug. Ein Offizier blieb vor uns stehen: „Und so was lebt noch?“ krächzte er. Dann schlug er meinem Nachbarn, einem Juden, mit seinem Handschuh ins Gesicht. —

Kommandorufe ertönten: „Mützen ab! — Finger lang! — Frei weg!“ Die Arbeitskolonnen marschierten zum Mittagsappell ein. Vier Stunden hatten wir schon gestanden, ohne uns zu rühren. Wir wagten nicht uns umzusehen. Aus den Rufen der SS-Führer und an dem Trampeln der Tausende merkten wir, daß der Appell beendet war. Bald marschierten alle wieder aus dem Lager. Nachdem wir etwa sieben Stunden gestanden hatten, kam ein SS-Scharführer. Ich erfuhr später seinen Namen. Er hieß Satow, genannt wurde er Satan. Wir wurden von ihm zur Entlassungsbaracke geführt. „Marsch, marsch, hinlegen! Sprung auf, marsch, marsch! Hinlegen, auf, zurück, auf, zurück!“ Mein Pappkarton mußte immer mit. Doch war die Mühe, alles beieinander zu halten, vergebens. Meine Sachen bekam ich nie wieder, obwohl alles in der Effektenkammer „aufbewahrt“ wurde: Mein bisschen Wäsche, Hefte mit einigen Aufzeichnungen, meinen goldenen Ring, meinen silbernen Bleistift; und meinen Anzug, der noch verhältnismäßig gut aussah, hatte ich das letzte Mal getragen.

Wir wurden gebadet. Zuvor wurden uns die Haare geschoren. Der Raum war kalt; wir standen auf bloßem Zementboden, durchgefroren, nackt, kahl. Doch nun kam das Bad und die Hoffnung, wieder warm zu werden. Die ersten standen schon unter der Brause, Satow zwang sie, unter dem Wasser zu bleiben. Ich mußte auch

unter die Dusche — Entsetzen! Das Wasser war eiskalt!

Wie lange standen wir dort und zitterten und flogen am ganzen Körper? Eine halbe Stunde? Zwanzig Minuten? Ich weiß es nicht. Der SS-Satan in Menschengestalt pff sich eins. Furchtbare Drohungen stieß er aus, wenn einer den Versuch machte, sich vor dem todbringenden Wasserstrahl zu schützen. Endlich war diese Tortur zu Ende! Wie ich später erfuhr, waren am Tage zuvor zwei tot umgefallen. Meine Zähne schlugen aufeinander, sie ließen sich nicht beruhigen. Die Einkleidung erfolgte. Ich erhielt ein Hemd mit zu kurzen Ärmeln, eine dünne, zu kurze Unterhose und einen Zebraanzug, der aus einem scheuerlappenartigen Gewebe bestand. Dann wurden wir in die „Isolierung“ geführt. Hier mußten wir uns unsere Winkel und Nummern auf den Anzug nähen.

Nun wurden wir im „Sachsengruß“ unterrichtet: Kniebeuge mit hinter dem Kopf verschränkten Armen. Ausgehungert kauerte ich mich nieder und verharrte drei Stunden in dieser Haltung. Es war längst dunkel, als wir erlöst wurden. Die Glieder waren steif und nur noch mit Anstrengung zu bewegen. Der Stubenälteste führte mich zu meinem „Bett“ und gab mir zwei Decken. Er machte einen brummigen, harten Eindruck auf mich: „Essen haben

wir nicht für euch empfangen“, sagte er: „Bis morgen müßt ihr durchhalten.“

Der Hunger störte mich jetzt nicht, ich spürte ihn nicht mehr. Aber diese Schmach, diese qualvolle Erniedrigung! Was hier vor sich ging, war nicht nur die Vernichtung von Menschen, die Menschlichkeit selbst sollte ausgelöscht werden. Mein Herz verhärtete angesichts der Qualen, die in dieser Hölle von Menschen erduldet wurden. Keine Träne linderte den Schmerz.

Unsere Blicke fielen durch das Fenster auf die Tür des gegenüberliegenden Blocks. Drei Särge wurden hinausgetragen. „Die waren erst gestern angekommen“, sagte der Stubenälteste nüchtern. Er trug über seinem roten Dreieck einen Balken. Später erfuhr ich den Grund: Es war das Zeichen, daß er zum zweitenmal in Sachsenhausen war, also ein politisch „Rückfälliger“.

„Warum bist du hier?“ fragte er. „Ich bin Kommunist!“ Mir schlugen die Zähne immer noch vor Kälte aufeinander. Ohne mehr zu sagen brachte er mir eine dritte Decke. Heimlich steckte er mir ein Stück Brot zu. Da wurde es mir warm ums Herz und ich spürte eine schützende Hand. „Ich bin nicht allein“, ging es mir durch den Sinn. Es gibt einen Ausweg. Wir sind stärker, wir werden über den Faschismus triumphieren!

Sowjetische Filmkunst in Westberlin

Das war ein glänzendes und unvergeßliches Ereignis im Westberliner Kulturleben: Die „Sieben Tage sowjetischer Spitzenfilme“, veranstaltet von der Sovexport-Film und der „Pegasus-Filmgesellschaft“ (Berlin).

Sieben Tage lang wurden im „Atelier am Zoo“ eine Reihe der herrlichsten und berühmtesten sowjetischen Filme aufgeführt, „Wenn die Kraniche ziehen“, „Die Ballade vom Soldaten“, „Der Mohr von Venedig“, „Der stille Don“, „Der Einundvierzigste“, „Iwan, der Schreckliche“ und „Gestohlenes Leben“ (nach Gogols „Mantel“).

Die berühmtesten sowjetischen Künstler, Tatjana Samoilowa, Elina Bystritzkaja, Irina Skobzewa, Pjotr Glebow, Sergei Bondartschuk, Vladimir Iwaschow, der geniale Regisseur Gregori Tschuchrai und Alexander Dawidow, der verdiente Präsident der Sovexport-Film, waren teils mit dem „Blauen Expres“, teils mit dem Flugzeug nach Berlin gekommen,

und zu ihrem festlichen Empfang im „Hotel Kempinski“ hatten sich zahlreiche Botschaftsmitglieder, sowie Sergei Gamabarow, der Initiator dieser sowjetischen Filmwoche, eingefunden.

Diese Woche bedeutete einen seltenen und unvergeßlichen Lichtstrahl im Westberliner Kulturleben. Möchten das recht viele Menschen, die sich noch den Sinn für Völkerverständigung auf der Grundlage von Kunst und Kultur bewahrt haben, empfunden haben. Felix v. Lepel

Gleiche Brüder . . .

Nicht nur der neuernannte Generalinspekteur der Bundeswehr, Friedrich Foertsch, war ein „bedingungsloser Gefolgsmann seines Führers“, sondern auch sein Bruder Hermann Foertsch, der einer der Verfasser des lobhudehenden Bildbandes „Adolf Hitler — Bilder aus dem Leben des Führers“ ist.